

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 287.

Mittwoch, 8. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Erik Blümmel.

(Nachdruck verboten.)

Aber es kam noch schlimmer. Flaad klemmte seinen Stuhl dicht an Frau Anny heran und ließ ihre schmale weiße Hand in seinen unförmigen Fleischersäufen ver-schwinden. Die Bandsäge sägte in den höchsten Tönen. Konrad mußte mit Gewalt an sich halten. Es prickelte in ihm das Verlangen, Flaad auf die dicken Finger zu klopfen; Hände weg!

„Krieg' den Dalles, Eisenbahn!“ knarrte Abudi hämisch mit menschenähnlicher Stimme. Herrchen war eiferlüchtig.

Frau Amalia Huldreich hatte das Wort. Da sie das Protektorat über die Frau Doktor übernommen hatte, war es ihre Pflicht, Anny klar zu machen, daß sie sich mit ihren Reformkleidern unmöglich mache. Im Städtchen trug niemand, weder die Offizier- noch Kasinodamen, geschweige die Bürgermädchen und -frauen Reformkleider. Verzeihung: Nachtkittel! Wenn Amalia Huldreich sich so anzöge . . . Sie mochte den Gedanken nicht ausdenken und schmetterte die Augen an die Zimmerdecke.

Flaad tätschelte wieder an Frau Anny herum, während Konrad mit den Füßen trampelte. — Sie wollten doch einmal in den Garten gehen, ob die Frühburgunder Trauben an den Spalieren schon ekbar seien? Anny stand auf, als habe sie schmerzlich auf die Gelegenheit gewartet.

Aber Flaad ließ es sich nicht nehmen, der gnädigen Frau den Abendmantel umzuhängen. Amalie Huldreich sah Konrad herausfordernd an, ob er ihr nicht den gleichen Dienst erweise. Aber Konrad ließ stocksteif die Arme am Leib herunterhängen.

Flaads zähnefletschende Freundlichkeit kannte er. Wenn unter den Zugängen sich einer befand, der „wegen Sittlichkeit“ verurteilt war, schnüffelte Flaad alle Einzelheiten aus, und es war fast immer nötig, „sich einmal die Akten kommen zu lassen“.

Flaad hatte dem weiblichen Geschlecht gegenüber nur einen einzigen brutalen Gedanken.

„Das liebe Puffelchen“, nannte er Ruth und wollte auch ihr ritterlich zu Hilfe kommen. Aber Buhel hob die Nase und sprang die halbe Treppe auf einmal hinab.

Ach, Flaads waren so „jemietlich“. Man war ja ein Fiel, so jutmietig zu sein. Aber das Jemüt verlangte es nun einmal.

Kaspar Schludrian mußte noch vor Abend die ganze Treppe scheuern, nachdem Flaads gegangen waren, und richtete eine regelrechte Überschwemmung an.

Und das war recht so. Konrad lobte ihn. Da zwinkerte das „busliche Luder“ von ehemals spitzbübisch mit den Augen. Vor Wochen hat ihn Direktor Flaad ausgefragt, ob die Frau Doktor wirklich so „schwer“ sei?

Ganze Fässer voll Gold hatte Kaspar ins Haus gerollt und die Hand betuernd aufs Herz gelegt. —

Ihr Lieblingsplätzchen am Lugaus wurde den Eulenburgern durch die übermäßige Wespenplage dieses Jahres verleidet. Überall summten die Nimmersatte. Sie hatten eine Entschlossenheit, alles für sich zu beanspruchen, den Ruthen, Sonntag, Frau Annys Eingekochtes,

daß alle Gegenwehr der Menschen davor ermattete, so kampfbereit Konrad und Ruth auch waren.

Zwanzig Wespen und einen Zeller schlug Konrad auf einem Sitz tot. Und wenn er meinte, Lust zu haben vor den Quälgeistern?

Ehrlich war heute in die Herbstferien gekommen, und ihr zu Ehren war eine Sandtorte gebaden worden. Die mußte sie sich wirklich Bissen um Bissen vor den Wespen verdienen. Und nun gar den ersten Zwetschen-tuchen?

Sie sprang auf und schrie entsetzt. In ihren Locken hatte sich eine Wespe verfangen und summte feindselig. Konrad sprang als Retter herzu und tötete sie.

Aber das war keine Gemütlichkeit.

Einer hatte das aus der Ferne mit angesehen, Kaspar Schludrian. Und weil Ehrlich in Kaspars Augen ein leibhaftiger Engel war, war er ergrimmt. Er gedachte eine Tat zu tun und nebenbei seiner neuerlichen Menschenähnlichkeit zu einem sichtbaren Ausdruck zu verhelfen.

So sichtbar gelang es ihm, daß sein Geschrei die Eulenburg zusammenrief.

Seitdem Kaspar nicht mehr trank, war er scharfsinnig geworden. Die Mengen der Wespen ließ darauf schließen, daß nicht allzufern ein Wespennest sich befände.

Und als er Punkt elf Uhr vormittags einen Maulwurf im Rasen ablauerte mit der hiebberittenen Hacke, ließ der vorsichtige Maulwurf vergeblich auf sich warten. Aber dicht dabei summte und summte es am Fuß eines alten Zwetschenbaumes. Aha, das Wespennest!

Erst eine Gießkanne heißen Wassers darauf, riet Kaspar alkoholfreies Gehirn. Aber sein Grimm wegen des beleidigten Engels ließ ihn blindlings mit der Hacke drauf losschlagen.

Er kam stöhnend, über und über verstoßen, in die Küche gerannt, wo ihn Buhels feste Hände in Behandlung nahmen und ihn mit Zwiebelsaft und Arnika einrieben.

Kaspar hielt lämmchenstill und schaute durch den letzten Schlitz seiner verschwollenen Augen Ruth und seinen mitleidigen Engel Ehrlich an. —

Wie geschah das nun wieder? Sie hatten alle über Kaspars Grimassen gelacht, auch Anny. Und am Abend, als die Rebel vom Fluß emporkrochen in die Stadt, meinte Konrad, daß zwischen ihm und Anny ein kalter, trennender Hauch wieder spürbar sei.

War daran der Pfarrer Gottlieb Hämmerling schuld? Konrad hätte es wissen können. Tag für Tag, während das Leben im Städtchen drunten sein Dasein behaglich wiederkäute und in den Gärten der Au die Kartoffelfeuer wie in einer Riesentabakstube sinnig das Tal austrücherten, rückte die Eulenburg früher und früher in den Zuchtenschatten.

Sah das Konrad nicht? Anny sah es. Freilich half Gottlieb Hämmerling ihren Augen zur völligen Klarheit.

Ruth sah auf dem Birnbaum, der über die Mauer seine Äste neigte, auf dem Platz zwischen Eulens-

burg und Zuchthaus und in den Bereich raublustiger Buben.

Hämmerling wollte mit dem Schlapphut über den Augen vorbeihasten, als ihn Buzel mit einer Birne anwarf.

Er trat in den Garten, nahm eine Birne aus dem Korb und aß. Während er mit Anny über sie Vorzüge von Diehls Butterbirne sich ausließ, ging die Sonne hinter das Zuchthaus. Ihre Strahlen wehten sich auf dem scharfen Mauergrat, sprühten und ermatteten. Die Mauerfront wurde dunkler und dunkler. Ein kühlter Hauch wehte herüber.

Da richtete Hämmerling sein Antlitz auf die Zuchthausburg und begann zu erzählen. Er durfte es tun; er wußte, daß sich Frau Anny mit ihm freue.

Denn Hämmerling hat heute eine große Freude erlebt und hat sie unversehens gepflückt in der steinernen Wüste des Zuchthauses wie eine Wunderblume.

Er hatte unter seinen Gefangenen seit Jahr und Tag einen besonderen. Als Hartmann eingeliefert wurde, stand er im Konferenzzimmer, nachdem er draußen im Regen gewartet hatte, hob das Kinn über der blauweißen Zuchthausbünde wie eine Faust und hatte sein Gesicht mit eisigem Trost verammelt.

Als Flaad ihm mit den eisernen Bändigungs- mitteln des Strafvollzugs drohte, warf er diesem einen Blick zu, daß er verstummte. Kampf auf Leben und Tod, das schwur dieser Blick mit schauriger Entschlossenheit.

Vorweg auch dem Pfarrer gegenüber, der ihm mit widerlich dummer Heuchelei zumutete, an eine Welt zu glauben, die es nicht gibt; eine heilige Welt, in der Menschen sich abquälen, wie sich bessern. Alle Menschen wollen, was Hartmann will, wollen etwas vom Leben haben, ehe sie sterben.

Hämmerling las die Zuchthausakten, die berichten, weshalb es auf dem letzten Blatt heißen muß: Fünf Jahre Zuchthaus. Die sorgfältig gehefteten Blätter redeten laut vom Richter, welche Arbeit er gehabt hat, und leise und verborgen von dem Angeklagten.

Hartmann hatte als Kellner in den ersten Hotels von London, Paris und Berlin das Lotterleben der goldenen Jugend kennen gelernt bis zum Morgen- grauen und bis zur glasigen Leichenstarre der sinnlos Trunkenen. Ihnen hat er die Taschen geleert und ihr Leben nachgemacht. Geld und „Manieren“ gehörten dazu, weiter nichts.

Was sollte mit ihm der linksche Gottlieb Hämmerling anfangen? Beim ersten Zellenbesuch behandelte Hartmann den Pfarrer mit der erhabenen Geringschätzung eines Dandys, wie dieser einen Kellner behandelt. Aus dem Mundwinkel, in dem nur die Zigarette fehlte, warf er Hämmerling das Trinkgeld zu: „Ein- für allemal, schonen Sie sich meinethwegen.“

Hämmerling war ohne ein Wort gegangen. Er wußte es im voraus, ein Kellner hatte es besonders schwer, den Glauben an die Menschen wieder zu gewinnen.

Es vergingen Wochen, bis Hämmerling zum anderenmal in die Zelle trat. Er wollte Hartmann nur fragen, ob er ihn nötig habe.

„Nein!“ sprühte dieser auf. Es war immer noch Hohn, daß er allein sich bessern solle. Das vornehme Pack wollte es gut haben und vor ihm sicher sein.

Als Hämmerling zum drittenmal wiederkam, blieb er vor Hartmann stehen und nahm dessen Gesicht unter den festen Lid seiner Augen: „Ich weiß ganz bestimmt, daß ich voraussichtlich auf Jahre hinaus der einzige bin, der Ihnen nicht befehlt. Ich bin der einzige Mensch, der zu Ihnen kommt, und nun sage ich dies, und mein Wort wird in Ihrer Zelle zurückbleiben: Ich kann mit Ihnen nichts anfangen.“

Jetzt war alles unter die Probe gestellt, wie lange Hartmann das Wort seines letzten Mitmenschen aus- halte, ohne ihm zu antworten. Wenn er's unentwegt aushielte, wollte Hämmerling sagen: Es gibt Menschen, in deren Brust totes Gestein ist.

Hartmann saß in Gottesdienst, als wisse er nicht, wozu er hier sei. Er sang die frommen Lieder nicht mit, und wenn die anderen aufstanden, um zu beten, stand er auf und hatte die Hände in den Hosentaschen. Unter der Predigt sah er sich um und gähnte.

War's vielleicht eine Gebärde nach dem Pfarrer hin: „Ich brauche dich nicht und lese deine Worte nicht auf.“

Hämmerling ging seines Wegs, und hinter ihm ging die Zeit, die im Zuchthaus eine ganz besondere Ubart ist, hinein und hinaus und warf die Riegel ins Schloß.

Gottlieb Hämmerling war der einzige Mensch in den steinernen Gängen. Er dachte an Hartmann, und wenn er ein Wort mit lauter Stimme sprach, hatte er Hartmann im Sinn.

Ob dieser es merkte? Etliche Zeit fuhr hin über die hohen Dächer und lockerte die Schiefer am First des Bergfrieds, daß der Dachdecker ein Gerüst machen mußte und unten auf dem Marktplatz die Leute stehen blieben, um nach der lebensgefährlichen Arbeit zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Boccaneras Talisman.

Von Eberhard v. Weittenhiller.

Der Doge Simone Boccanera von Genua war bei aller äußern Macht und Glanzentfaltung ein unglücklicher Mensch voll Leid und kleinlicher Sorgen. Trübsinn fraß an seinem Herzen; eine schmerzhaft, wenn auch ungeschätzliche Krankheit machte ihm das Dasein zur Qual. Immer mehr und mehr wuchs sein Überdruß am Leben. Als er schließlich glaubte, es nicht mehr ertragen zu können, raffte er sich zu einem verweifelten Entschluß auf.

In der Via San Luca hauste in einem dumpfen Gemach wie ein Mosaik in seinem Steinloch der Alchimist Jacopo Balbo. Zu diesem begab sich Boccanera. Balbos Frochs- augen quollen beim Anblick des Gewaltigen aus den Höhlen, überzogen sich aber bei dessen Begehrt vor Schreck mit einer trüben Haut. Der Doge forderte von ihm das stärkste Gift, das es nur gebe. Nun war aber der Verkauf von Gift durch den Rat der Republik, an deren Spitze der Doge stand, bei einer Strafe von sechzig wohlgemessenen Rutenstreichen verboten. Und Balbos Rückseite war sehr empfindlich. Im übrigen aber dachte der Alchimist, der Doge wolle ihn nur auf die Probe stellen, und er verweigerte daher mit bemerkenswertem Untertanenmut die Herausgabe des Giftes. Da schwoll aber Boccaneras Stirnader: „Ich, das Oberhaupt dieses ruhmreichen Freistaats, befehle es dir! Gehörst du nun dem Rat der Republik oder mir?“

Jacopo Balbo wand sich wie der Schwanz eines Lurchs und stammelte, daß er kein Gift besäße. Der Doge aber war anderer Meinung: „Schaffst du mir nicht sofort das stärkste Gift zur Stelle, lasse ich dir wegen Gehorsamsverweigerung sechzig Rutenstreiche aufzählen, daß du tanzt!“ Damit reichte er dem Zusammenknüpfenden ein blaueschwarzes Fläschchen aus edelstem Venezianerglas, dessen Verschlussdeckel eine nadelscharfe Spitze nach innen trug, und befahl, es zu füllen und zu siegeln.

Balbos Büdel krümmte sich zwischen Scylla und Charybdis. Seine Hände griffen nach dem Fläschchen, sein Leib ver- trock sich amphihiengewandt in eine tiefe Nische.

Ein aluckendes Geräusch erscholl. Eine Flamme züngelte auf. Nach kurzer Zeit schon übergab Balbo mit gebogenem Rücken dem Allgewaltigen das gefüllte und gesiegelte Fläschchen. Und quakte auf Boccaneras fragenden Blick: „Jeja!“ Ein Niser in die Haut, und man stürzt wie vom Schlag getroffen zur Erde. Kostet zwölf Zechinen.“

Boccanera warf ihm die geforderte Summe zu und ging. Am nächsten Tag ließ er ihm wegen Übertretung des Rats- verbots sechzig Rutenstreiche verabfolgen, daß er tanzte. Balbo tanzte, aber er schwieg. Er wußte wohl, er hätte sonst die doppelte Anzahl verabreicht bekommen. Nur sein Gesicht verzog sich molluskenhaft, und aus seinem breiten, zahnlösen Maul gurgelte verhaltenes Schmerzgestöhn. — — —

Simone Boccanera trug das Fläschchen mit dem fürcht- baren Inhalt ständig bei sich. Was immer ihm fürder an Leid zustieß, er wußte, er könne es nun jederzeit schmerzlos in himmlisches Glück wandeln, könne sein elendes Erden-dasein jealichen Augenblick mit den Wonnen des Jenseits ver- tauschen. Dieses Bewußtsein setzte ihn über alle Kümmer- nisse hinweg, ließ ihn alles Leid lächelnd überwinden und verlieh ihm die Schwungkraft zu seinen großen Taten; ja führte ihn sogar in der Folge zu souveräner Lebensfreude. —

Mit seinem Talisman auf der Brust vollendete Simone Boccanera sein Leben.

Er starb an Gift — von fremder Hand. Die Flüssigkeit in seinem Fläschchen war längst eingetrocknet. Sie war nie etwas anderes gewesen als ein simpler Genueser Schnaps und unter Brüdern kaum zwei Zechinen wert. — —

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unser.¹⁾

Offenbar hatte der Geheimrat mit dem Sohne vor dessen Rückkehr nach Idstein schon darüber gesprochen, daß er selbst bei seinem schlechten Befinden nicht in der Lage sei, die Aufsicht über die Arbeiter im Weinberg bei der Weinlese zu übernehmen, und daß Louis deshalb herüberkommen möge; wahrscheinlich war Louis auch beauftragt worden, mit dem Rektor des Gymnasiums zu sprechen und von ihm sich den erforderlichen Urlaub zu erbitten; jedenfalls teilte Professor Snelß sehr bald dem Geheimrat mit, daß er dem Sohne auf einige Tage Urlaub zum Herbst geben wolle. — „Dies ist auch wirklich nötig, indem es mit meiner Gesundheit gar nicht eiser werden will, sondern täglich schlechter geht, so daß ich fast nichts mehr essen kann, und das Essen, ja sogar der Wein mir zuwider ist.“ Als Beginn der Weinlese war der 25. Oktober in Aussicht genommen; Louis sollte um 6 Uhr früh von Idstein weggehen und vom Trompter aus unmittelbar in den Weinberg am Neersberg gelangen, wo sich um 9 Uhr die Mutter und die Geschwister eingefunden haben werden. Bis zum Sonntag konnte Les- und Keltern beendet sein, denn die Vögel hatten wohl die Hälfte der Trauben abgestreift; „der herrschaftliche Weinberg ist auf dem Stock zum Les- verkauft, und sind daraus 370 fl. Erlöht worden, welches sehr wenig ist.“

Da alle Medizin dem kranken Herrn keine Besserung brachte, begann er sich des Ernstes seines Zustands bewußt zu werden; „so viel ist gewiß und deutlich abzunehmen, daß ich nicht werde alt werden. Um so mehr mußt Du Dich bemühen etwas zu lernen, damit Du auch ohne meine Beihilfe und Unterstützung dereinst eine Anstellung und Versorgung erhalten kannst, wende also die kostbare Schulzeit (sie ist die beste im ganzen Leben) nur recht gut an, und bleibe keine Viertel Stunde, welche Du zum Lernen anwenden kannst, unbeschäftigt.“ Eine Woche später ging es Wigelius etwas besser und er hoffte, sich wieder erholen zu können; doch war es ihm klar, daß er niemals wieder ganz genesen werde, und um ein Gegengewicht gegen die mit seinem Dienst unzerrennlich verbundene sitzende Lebensweise zu bekommen, gedachte er sich ein Reitpferd zu halten, da er beobachtet hatte, daß das Reiten ihm gut bekam.

Die durch die Krankheit ihm auferlegte dienstliche Untätigkeit mag der pflichttreue Mann um so schmerzlicher empfunden haben, als er durch die Verwaltungsneuordnung des Herzogtums vom 11. September 1815 Präsident der Generalsteuerdirektion geworden war, was allerdings nur eine Titeländerung bedeutete, da sich in seinen Befugnissen als Generalsteuerdirektor nichts änderte.²⁾

Daß trotz der gesundheitlichen Bedenken Präsident Wigelius noch am 18. November die für ihn gewiß sehr anstrengende Fahrt nach Mannheim unternahm, um den aus dem Feld zurückkehrenden Sohn August als bayerischen Ulanz-Leutnant zu begrüßen, haben wir bereits gehört. Er schreibt selber darüber an Louis: „Abgesehen ist die Reise nach Mannheim mir recht gut bekommen, aber ich bin doch noch immer krank, die Schmerzen in den Seiten dauern fort, und ich habe noch keinen Appetit weder zum Essen noch zum Trinken; doch behauptet S. Geheimrat Vehr, daß ich auf dem Wege der Besserung sei. Ich habe mich nun auch um meine Genesung zu befördern, aller Dienstgeschäfte gänzlich entschlagen.“ Den Plan, durch Reiten wieder gesund zu werden, verfolgt Wigelius weiter; Louis soll sich in Idstein umhören, ob vielleicht irgendwo ein gutes Reitpferd zu verkaufen sei. „Vielleicht könnte der Jude Daniel, von welchem ich unsere Chaisen-Pferde kauft“, mir ein gutes Reitpferd verschaffen, es darf aber nicht zu schwer, jedoch auch nicht zu klein und unansehnlich sein.“

Ein Schreiben des Inspektors Bender, dessen Tochter Luise während der Weinlese als Gast im Wigelius'schen Hause gewohnt und der selber kurz vorher in Wiesbaden den Präsi-

denten besucht hatte, blieb unbeantwortet, Louis wurde beauftragt, das an ihn gerichtete Schreiben des Vaters mit der ausführlichen Beschreibung der Mannheimer Reise dem Inspektor zum Lesen zu geben, da es alles enthielt, was jenen interessieren möchte. Auch der übliche Wochenbrief an Louis in der letzten Novemberwoche blieb ungeschrieben; „mein fortdauerndes Uebelbefinden macht mir jede Arbeit und so auch das Schreiben sehr mühsam, dies ist daher die Ursache, warum Du in voriger Woche keinen Brief von mir erhalten hast. Von wirklicher Beherung spüre ich noch nichts, und es scheint mit meiner Cur sehr langsam von Statuen zu gehen, indehien ich täglich mehr an Fleiß und Kräften abnehme“ — heißt es am 5. Dezember.

Wieder vergehen zwei Wochen, der nächste Brief ist vom 19. Dezember. „Mit meiner Gesundheit will es immer noch nicht besser werden; die Schmerzen in der Seite haben zwar etwas abgenommen, allein das starke Erbrechen, das ich seit 14 Tagen hatte, hat mir sehr zugefügt, ohneachtet die Ärzte solches für sehr gut halten. Es fehlt mir aber noch immer gänzlich der Appetit und Schlaf, und ich bin daher auch so abgemattet, daß ich kaum mehr in der Stube herumgehen kann, sondern fast den ganzen Tag sitzen oder liegen muß.“ Ganz wehmütig berührt es, wenn er nun weiter erzählt: „Vor drei Wochen bey dem ersten Schnee war ich noch einmal auf der Jagd, Andres mußte mir die Flinte und den Kanzen tragen, und so came ich ziemlich gut fort; ich beging den Leberberg und fand eine Menge, wenigstens 15 Haalen, auch eine Kette Sühner an; einen Hasen habe ich geschossen; ich würde deren wenigstens 3 bekommen haben, wenn Andres nicht zu hügig hinter ihnen her gewesen wäre und zu laut gesprochen hätte, womit er sie verschreckte, daß sie zu frühe aufgingen.“ Dem Louis glaubte er für seine Weihnachtsferien bei günstiger Witterung eine bessere Jagd mit Hasenwild und mit Rehen am Neersberg in Aussicht stellen zu können. Auch sonst wird es in der Weihnachtszeit manche Abwechslung geben: man war mit großen Vorbereitungen für den Empfang der nassauischen Truppen beschäftigt, die am 25. Dezember ihren Einzug halten sollten, wozu sogar der Hof von Weilburg nach Wiesbaden kam; am dritten Feiertag wurde auf Kosten des Herzogs den nassauischen Offizieren im Kurssaal ein großer Ball gegeben, an dem Louis teilnehmen sollte.

Wie Familie Wigelius das Weihnachtsfest verbracht hat, wissen wir nicht, aber wir können uns vorstellen, daß alle Familienglieder mit schwerer Sorge um den Zustand des Familienoberhauptes erfüllt gewesen sind. Zwar besserte sich scheinbar das Befinden in den Festtagen, indem das Erbrechen nachließ, aber da Erluft und Schlaf gänzlich ausblieben, konnten die sehr verminderten Körperkräfte nicht wieder zunehmen. Ob die Behauptung des Geheimrats Vehr, daß Wigelius auf dem Wege einer allerdings langsamen Besserung sei, nur für den Kranken bestimmt war, oder ob er wirklich eine Besserung wahrzunehmen glaubte, läßt sich nicht sagen; doch ist ersteres wahrscheinlicher. Staunenswert ist bei dem Zustand körperlichen Verfalls die geistige Klarheit in den wenigen Briefen, die der Vater im neuen Jahr 1816 noch nach Idstein schrieb, und die ganz unveränderte deutliche Handschrift, aus der man nicht auf ein schweres körperliches Leiden schließen könnte. Er berichtet über sein Befinden, über einen Brief von August und erzählt am 9. Jan.: „Soeben ist ein Courier von Weilburg hier durch nach Viebrich mit der Nachricht, daß Seine Durchlaucht der Fürst von Nassau vom Schlag gerührt worden, und sich an denen Folgen noch in bedenklichen Umständen befinde.“³⁾

Der letzte Brief, den der Vater an den Sohn schrieb, vielleicht der letzte, den er überhaupt geschrieben hat, ist vom 23. Januar datiert; die Pause von 14 Tagen wird Louis wohl gesetzt haben, wie es mit dem Vater stand. Jetzt er-

¹⁾ Fürst Friedrich Wilhelm von Weilburg stürzte am 8. Januar abends beim Verlassen der Gemächer der Fürstin, von einem Schlaganfall getroffen, die Treppe hinunter und blieb mit schweren äußeren und inneren Verletzungen benennungslos am Fuß der Treppe liegen. Ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, starb er nach wenigen Stunden in der Frühe des 9. Januar, 47 Jahre alt. Als souveräner Fürst von Nassau-Weilburg folgte ihm sein Sohn, der Erbprinz Wilhelm, geb. 14. Juni 1792, der nach Herzog Friedrich Augusts Tod am 24. März 1816 als Herzog die Regierung des gesamten Herzogtums antrat. Vgl. Schliephake-Menzel, Geschichte von Nassau, Bd. 7, S. 905.

¹⁾ Fortsetzung aus Nr. 275 vom 25. November 1925.

²⁾ Das Wiesbaden, den 9., und Weilburg, 11. September 1815, datierte landesherrliche Edikt, die Verwaltungs-Organisation des Herzogtums Nassau betr., ist abgedruckt im Verwaltungsblatt Nr. 24 vom 12. September 1815.

³⁾ Dialektform für kaufte (starke Konjugation statt der üblichen schwachen).

fahren wir, daß das erregte Auftreten von heiligem Erbischen die Familie Biagiuss bewogen hatte, mit Zustimmung des behandelnden Arztes den Oberhofrat Dr. August Diel aus Diez zuzuziehen, der am 18. Januar den Kranken besuchte und ihm neue Arzneien verschrieb. „Ich hoffe und glaube, daß es sich darauf bessern wird; allein für sehr langsam erkannte Herr Diel ebenfalls mein Übel. Ich muß also Geduld haben. Deswegen sei aber auch Du außer Sorgen um mich, wenn ich Dir nicht wie sonst schreibe, lasse Dich dadurch in Deinem Lernen nicht irre machen, sondern verdoppele vielmehr Deinen Fleiß, wodurch die trübe Gedanken sich zerstreuen; vor allem aber Sorge für Deine eigene Gesundheit, und daß Du den fatalen Husten los wirst, der mir immer bedenklicher wird. Wir sind sonst noch alle, auch Christiane und Ernestine recht gesund und grüßen Dich herzlich. Ich aber bin stets Dein treuer Vater Biagiuss.“ Dies waren die letzten Worte, die der Präsident Biagiuss dem Sohne schrieb.

Vier Tage danach überbrachte ein Eilbote dem Gymnasialisten Herrn Biagiuss in Idstein bei Herrn Inspektor Bender Hochwürden ein schwarz geflegeltes Schreiben des Hofrats Ludwig Roehler vom 30. Januar folgenden Wortlauts:

„Lieber Schwager! Ohne Zweifel hast Du schon seit langer Zeit den Kummer der ganzen Familie über die dauerliche Krankheit Deines Vaters getheilt. Nachdem er lange gelitten, immer schwächer geworden, konnte er nicht länger widerstehen. Diesen Nachmittage gegen vier Uhr ist er in unserer Gegenwart verschieden. Du wirst diese Nachricht mit männlicher Entschlossenheit vernehmen. Der erste und härteste Fall sei Dir ein Wink der Vorsehung, mit Mut und Standhaftigkeit Deine Laufbahn zu vollenden und bald die Stütze Deiner noch unverdorbenen Geschwister zu werden. Deine Mutter wünscht Dich zu sehen, und ich hoffe, daß Du ihr Trost und Standhaftigkeit einsprechen wirst. Nimm also auf einige Tage Urlaub und komme hierher.“

Neue Bücher

* „Helden der Arbeit“. Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens. Von Eubabitus Hermann Schäfer. 330 Seiten. Mit 64 Abbildungen auf 42 Tafeln. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die großen Wirtschaftsführer mit ihrer feberischen, das Dunkel durchdringenden Begabung, ihrer Tatkraft und Beharrlichkeit, ihrem fähigen Wagemut, die auch unter dem Druck von Misserfolgen und härtester Not nicht verzagen, sind echte Helden. Die Abbe, Krupp, Hansmann, Siemens, Ballin, Borst, Schichau, Brund, Harfort, Krause und die anderen hier geschilderten Männer. Sie haben alle durch unendliche Tiefenleiter von Sorgen gemüht, wie sie bei einzelnen nicht schwerer gedacht werden können. Aber auch die schwerste Sorgenlast und aller heftigste Druck sind ihnen stets nur wie ein Läuterungsbrunnen gewesen, aus dem ihr Mut sich immer wieder wie neu gestählt erhoben hat, bis sie Sieger waren und Ruhm und Ehre ihren Namen umstrahlte. Diese Männer waren Idealisten, Idealisten der Arbeit. Ihr Reichthum war ihnen nicht Mittel zum Lebensgenuss, sondern sie haben ihn zum Besten der Allgemeinheit verwandt, entweder indem sie ihn verschenkten, wie Abbe J. G. Bodemer und Harfort, oder indem sie ihn als Werkvermögen in ihre Unternehmungen steckten, wo er volkswirtschaftlichen und sozialen Segen stiften konnte. Die Ausstattung macht das Buch zu einem Festgeschenk. Eine Fülle von Abbildungen zeigt die Bildnisse der großen Persönlichkeiten, die Entwicklung ihrer Werke und ihre glänzenden Produktionsergebnisse.

* Timm Kröger: „Die Wohnung des Glücks“. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Diese seine Novelle scheint zunächst eine Folge anschaulicher, ganz in Duft und Stimmung getauchter Bilder heimatischer Landschaft zu sein. Die Linie und die Melodie dieser Landschaft versteht Kröger scharfe Beobachtung ohne auflösende Gefühlsweltlichkeit festzuhalten. Die köstliche Stimmungsmalerei seiner Skizzen wurzelt tief im Boden des Realen und wächst mit ihren duftigen Blüten in die Wolken phantastischen Humors hinein. Daneben zeigt sich Kröger als ein feiner Kenner der menschlichen Seele.

* Rudolf Presber: „Der Tisch des Kapitäns“. (Dr. Eosier u. Co., A.-G. in Berlin.) Es ist eine ganz prächtige Gesellschaft, die sich auf dem schmutzen Schiff des „NorddeutschenLOOD“ am Tisch des Kapitäns zusammenfindet, und es ist so amüsant, so lustig und oft so drastisch, was hier erzählt und erlebt wird, daß der Leser immer wieder laut loslacht, das Buch nicht aus der Hand läßt, bis er die letzte Seite umgeschlagen, bedauernd, daß die famose Fahrt vorbei ist, die auch ihm so viel fröhliche Stunden beschert hat. So sind alle Voraussetzungen erfüllt, um das auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Buch zu einem Geschenk, namentlich für das bevorstehende Weihnachtsfest, zu machen, das überall willkommen sein und Freude bereiten wird.

* Eira Hellberg: „Wenn die Grenze geleitet“. Die Geschichte eines Verbrechens. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.) Mit einer psychologischen Feinheit, die oft Intuition und eine primäre jenseits des Kausalitätsgesetzes und jenseits des Verstandes stehende Erkenntnisfähigkeit zu sein scheint, dringt die Dichterin in die tiefsten Gründe der weiblichen Seele ein. Sie kühlt den Schleier, der um die geheimsten Regungen eines fein empfindenden Menschenkindes sich schmiegt, sie zeigt, wie

Verständnislosigkeit und brutaler Materialismus einen dumpfen Druck auf eine aufblühende Menschenknospe legen — einen Druck, der sich zur Unerträglichkeit steigert, bis es zu einer Katastrophe kommt. Der Wille zur Wahrheit, zur Reinheit, zum Guten, sprengt alle Hemmungen, die sich der befreienden Tat in den Weg stellen. Für dieses so lange bedrückte und nun sich befreiende Weibtum gibt es keine Grenze mehr zwischen Gut und Böse. Hier spricht das innere Gesetz eines sich selbst findenden Menschen eine kategorisch gebietende Sprache. Die Buchstaben des Gesetzes werden zu einem Nichts. Die Grenze ableitet.

* „Ein Taschenbuch für Deutsche“. Jean Pauls politisches Bekenntnis (Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) Jean Paul ist einer der ersten Deutschen gewesen, für den Deutschland — und nicht ein engerer Bezirk — zur Heimat wurde. Eben darum vermochte er sich auch in einem ungehässigen Sinn als Europäer zu fühlen, der manchen heutigen Politiker beschämen wird. Seine hier zum erstenmal gesammelten Gedanken über den Staat, über den Krieg, über die Lebensalter, über den erhabenen und den lächerlichen Menschen erheben den Anspruch, von allen, die Deutschland wahrhaft lieben, gehört zu werden.

* „Italiener“. Von Friedrich Karl Bus. Zellenbücherei Band 85. (Verlag Dürr u. Weber, m. b. H. in Berlin SW. 11.) Friedrich Karl Bus verbindet durch eigene Anschauung gewonnene Sachkenntnis mit auf den Wesens kern dringender Wissenschaft und weiß beide mit ganz persönlicher Note vorzutragen. Er hat das Land der deutschen Sehnsucht innerlich erlebt und geleitet den Leser in das Italien unserer Tage. Wir gewinnen aus seiner Darstellung einen umfassenden Überblick über Land und Leute Italiens.

* „Lebensmeisterung“. Von Eugen. (Verlag „Am Ramin“, Varel i. O.) Das kleine Buch will zur Weisheit beschwingter Lebensfreude einführen, durch die suggestivste Kraft aufrütteln, zu beglückender und erfolgreicher Leistung befähigen.

— Sieben Schlichte geistliche Lieder nach Gedichten von Marie Sauer, vertont von Willy Reske, op. 25: 1. Wenn ich so müde bin, 2. Abendlegen, 3. Schlafe, schlafe, 4. Mein Gott, 5. Ich komme, 6. Der ich mich heimgelangen, 7. Schwalbenflügel. Sämtliche Lieder in einem Heft, der Kammerfängerin Luise Schröder gewidmet, erschienen im Verlag von R. Bitterhof, Königsberg i. Pr.

— Viggo Brodersen. Kompositionen, op. 26, fünf Lieder nach Gedichten von R. M. Rilke, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung; zuweilen etwas vertieft im Ausdruck, doch dabei möglichst sanft und dankbar. „Aufduffiger Heide“, op. 45 nach einem Gedicht von Th. Sule für eine Singstimme mit Klavierbegleitung; im ganzen verständlich deklamiert (bis auf den Gipfelpunkt: „es ist ja das Lied nur ein Traum“ — wobei das „i“ sogar auf dem hohen Ges noch ein Ritardando erhalten soll). Besser gelungen erscheint die „Tarantella“ für Klavier zweihändig, op. 24; ein flott geschriebenes, bequem zu spielendes Vortragstück. (Sämtliche Kompositionen aus dem altberühmten „Steingraber-Verlag“, Leipzig.) O. D.

* „Rechtschreibung und Zeichensetzung in kurzen Regeln mit Beispielen“. Für Schulen und Selbstunterricht von Wilhelm Ede, Studienrat. (Eberfeld, A. Martini u. Grüttesen, G. m. b. H.) Die kleine Schrift hat den Zweck, allen Schülern wie Erwachsenen, die in der Rechtschreibung und Zeichensetzung noch nicht die nötige Sicherheit haben, behilflich zu sein. Beispiele erläutern die Regeln.